

das wird

„Ein kommerzielles Kino würde sich solch eine Reihe nicht leisten können“

Mit einer Reihe von über 100 Klassikern, fast jedem Tag einem Film und jedem nur einmal, vermisst Hannovers Kommunalkino subjektiv die ganze Welt seiner Kunst

Interview Wilfried Hippen

taz: Herr Knobloch-Ziegan, seit Anfang des Jahres läuft im Kommunalkino Hannover die Filmreihe „Die ganze Welt des Kinos“. Tausche ich mich, oder ist das vor allem eine neue Verpackung fürs alte Konzept des Repertoirekinos?

Ralf Knobloch-Ziegan: Da täuschen Sie sich nicht. Es geht darum, ein neues Publikum für die Filmkunst zu gewinnen.

Warum braucht die dafür eine neue Verpackung?

Das Problem ist, dass Film oft gar nicht mehr als Kunstform wahrgenommen wird. Viele Menschen wissen heute etwa nicht mehr, was die Rolle eines kommunalen Kinos ist. Wir bewahren ja das Filmerbe, und in dem Sinn sehe ich das Kommunale Kino auch als ein Filmemuseum.

Was außer dem Titel ist denn nun anders in Ihrem Programm?

Ich will die Vielseitigkeit des Kinos zeigen. Es gibt das minimalistische, das monumentale, das langsame und das schnelle Kino.

Sie ordnen die Filme entsprechend in Kategorien wie „Die Magie des Kinos“, „Aufbruch des Kinos“ oder „Der lange Atem des Kinos“ ein: Nach welchen Kriterien haben Sie die Filme ausgewählt?

Ich versuche, das große Alte und das große Neue zusammenzubringen. Und dafür musste ich mir überlegen, wie ich das alles auf eine Reihe kriege. Eine Chronologie mit einem Film für jedes Jahr? Oder eine Ordnung nach Ländern oder Genres? Das geht alles nicht. Und dann habe ich nach diesen übergeordneten Begriffen gesucht.

Die Reihe besteht aus einer Mischung von populären und etwas schwierigeren Filmen. Da läuft „Casablanca“, aber auch „Der Spiegel“ von Andrej Tarkowskij. Das scheint eine kluge, aber auch subjektive Auswahl zu sein.

Ja, das Programm spiegelt auch meine Interessen und Vorlieben. Ich wollte zum Beispiel immer eine Tarkowskij-Retrospektive machen, und in diesem Monat zeige ich drei von seinen Filmen.

Insgesamt sind im Januar 21 Filme im Programm, darunter als neuester „The Dark Night“ von Christopher Nolan und als ältester „Der Blaue Engel“ von 1930. Warum zeigen Sie keinen Stummfilm?

Die Reihe läuft ja bis in den Juni, also ein halbes Jahr. Und im Februar zeigen wir dann auch den ersten Stummfilm: „Der müde Tod“ von Fritz Lang.

Warum nicht dessen bekanntesten Film „Metropolis“?

Ich versuche, auch mal neben der Spur zu gehen, aber dabei darauf zu achten, dass es immer noch interessant ist.

Bis Juni werden so bei Ihnen mehr als 100 Filmklassiker gezeigt werden. Alle nur einmal. Ist das nicht sehr aufwendig?

Wir zahlen durchschnittlich 200 Euro für die Kopie, und wenn ich Glück habe, kriege ich das mit dem Eintrittspreis auch wieder heraus. Das ist nicht immer so, und ein kommerzielles Kino würde sich solch eine Reihe nicht leisten können. Wir wissen, dass sich viele Vorführungen nicht rechnen, aber genau das ist ja auch die Aufgabe eines subventionierten Kinos.

Sie machen also eine Art Mischrechnung?

Ja, zu den afrikanischen Filmen der Reihe „Der antikonationale Blick des Kinos“ werden nicht viele kommen. Aber ich rechne damit, dass einige neugierig werden, weil sie sich sagen: Eine Filmreihe, in der „Spiel mir das Lied vom Tod“ gezeigt wird, kann nicht ganz schlecht sein.

Filme in dieser Woche: Mo, 23. 1., 18 Uhr: Andrej Tarkowskij, „Serkato“ (Der Spiegel, UdSSR 1975; Russisch); Di, 24. 1., 18 Uhr: John Huston, „African Queen“ (USA/GB 1951; OmU); Mi, 25. 1., 17 Uhr: Josef von Sternberg, „Der blaue Engel“ (D 1930); Kino im Künstlerhaus, Sophienstr. 2, Hannover. Monatsprogramm auf [www.hannover.de](http://www.hannover.de)



Postkartenmotiv wehende rote Fahne: Im besetzten Gewerkschaftshaus am Besenbinderhof wurde am Morgen des 6. 11. 1918 der Arbeiter- und Soldatenrat gegründet. Die Revolution hatte gesiegt  
Abb.: Anonym/VSA

# Die Revolution ist gelaufen

Mit Postkarten erzählt ein Sammelband von Hamburgs Arbeitergeschichte zwischen 1900 und 1945. Dabei unternimmt er Ausflüge ins anarchistische Milieu und an den Stadtrand

Von Frank Keil

Im Jahr 1911 verfügt die „Anarchistische Föderation Hamburg und Umgebung“ (AFH) endlich über eine eigene Druckmaschine. Sie kann nun nicht nur Plakate und Broschüren herstellen, sondern auch Postkarten. Die verschickt werden, die hinausgehen in die Welt, die auch gesammelt werden, als Zeichen der Verbundenheit mit der anarchistischen Sache. Etwa eine Postkarte, die eine Herde Rinder zeigt, die auf eine Art Kübel zuströmen, auf dem wiederum das Wort „Wahlurne“ prangt, gedruckt im Mai 1913.

Das Motiv ist schlicht gehalten. Um künstlerische Raffinesse geht es dieser Art von Postkarten nicht. Es geht um Eindeutigkeit und um Zugehörigkeit, um plakative Botschaften. In diesem Fall um die grundsätzliche Haltung, dass der sich langsam etablierende Parlamentarismus nichts anderes sei als der Verrat an der Arbeiterklasse, die um ihre Befreiung ringe und der man so in den Rücken falle.

Folkert Mohrhopf und Jonnie Schlichting haben diese Postkarte entdeckt, und sie nehmen sie zum Anlass, einmal ausführlicher über die anarchistische Szene im Deutschen Reich von 1900 bis Ende der Weimarer Jahre zu erzählen – mit Schwerpunkt auf Hamburg.

Eine wechselhafte Geschichte hat die: Kaum hatte man sich seinerzeit zu einer Organisation zusammengeschlossen, spaltete man sich bald wieder: so wie Teile der AFH zuvor als „Anarchistischer Lese- und Debattierclub Hamburg-Altona“ unterwegs waren, sich durch die „Anarchistische Föderation Deutschland“ gründete, erwächst daraus nach Ende des Ersten Weltkrieges die „Föderation kommunistischer Anarchisten Deutschlands“ in schroffer Abgrenzung zu anderen Strömungen.

Enthalten ist Mohrhopfs und Schlichtings Text in dem Buch „Mit revolutionären Grüßen – Postkarten der Hamburger Ar-

beiterbewegung 1900 – 1945“, herausgegeben von René Senenko. Es ist ein Bilderbuch, und es ist ein Lesebuch, das Beiträge von 27 Autoren und 14 Autorinnen versammelt. Viele entstammen der Community der Hamburger Geschichtswerkstätten oder sind überhaupt in der Erinnerungsarbeit unterwegs. Zentral dabei ein Beitrag von Senenko selbst, der mit einem Abriss der Geschichte der Arbeiterfotografie Grund in die Sache bringt. Ihren entscheidenden Impuls bekommt diese, als die Arbeiter-Illustrierten-Zeitung – Auflage immerhin flotte

Um die eigene Sicht festzuhalten, braucht die Arbeiterschaft 1926 neben Schulung in Theorie und Praxis des Klassenkampfes, auch Foto-Kurse

500.000 Exemplare – 1926 die Arbeiterschaft aufruft, selbst zur Kamera zu greifen, um die eigene Sicht auf die Welt in Bildern festzuhalten. Damit so etwas dauerhaft gelingen kann, braucht es nicht nur Schulung in Theorie und Praxis des Klassenkampfes, sondern auch der Fotografie. Im selben Jahr noch gründet sich daher die „Vereinigung der Arbeiter-Fotografen Deutschlands“ (VdAFD). Die unterhält ein eigenes Monatsmagazin, den Arbeiter-Fotograf, zu dem entstehen reichsweit Regionalgruppen, und auch ein Sujet wie das des Dunkelkammerwartes etabliert sich.

Wer damals alles aus der Hamburger VdAFD-Ortsgruppe fotografierend unterwegs war, wie aus der Schar der mit einfachen Kameras ausgerüsteten Amateure schon bald einzelne mit je ganz eigener Bildsprache hervorstachen, die zugleich mit dem Image des bürgerlichen Foto-Künstlers haderten, das ist

spannend zu lesen und macht vor allem Lust auf mehr an Hintergründen und Informationen und nicht zuletzt an Bildern.

In diesem Sinne fungiert das Postkartenthema immer wieder als Katalysator, um die Geschichte der Hamburger Arbeiterbewegung in Geschichten zu erzählen, wobei die Spannweite vom braven SPDler über den Hardcore-KPDler bis ins linksbürgerliche Lager reicht. Die Stärke des Bandes liegt in seiner thematischen Vielschichtigkeit mit Blick auf lokale Akteure.

Hier gibt es einiges zu entdecken: Denn wer weiß schon Näheres übers Naturfreundehaus Maschen, in dem nicht nur die Freiheit zum Wandern gefördert wurde, das zudem eine eigene Fotogruppe hatte – und das bis heute existiert? Wer hat schon mal vom Hoym-Verlag gehört, wiederum der später strenggläubigen Komintern verpflichtet und in dem nicht nur Postkarten-Serien und der „Arbeiter-Kalender“ erschien, sondern anfangs auch in deutscher Übersetzung Werke von Lenin und Trotzki?

Oder von dem Theologen Arnold Frank (1859-1965) – einer äußerst ambivalenten Figur: Frank, selbst vom Judentum zum Christentum konvertiert, war ein Vertreter der Judenmission. Später aber ist er einer der wenigen, der sich offensiv um die bedrängten, dann bedrohten Hamburger Juden kümmert und vielen bei ihrer Auswanderung hilft. Auf seine Spur kommt man über eine Art Werbepostkarte aus dem Jahr 1925, auf der die Segnungen der damaligen Judenmission gepriesen werden. Lesenswert auch der leider etwas kurze Beitrag von Jens Ziegenbalk von der Geschichtswerkstatt Billstedt, der sich dem Industrie-Soziopop Billstedt widmet, einem Hort der Hamburger Arbeiterschaft.

Besonders, weil eigensinnig, ist zudem ein Beitrag von Andre Rebstock. Rebstock ist Mitglied der Gruppe „Kinder des Widerstandes“, zu der sich vor gut fünf Jahren Kinder und Enkelkinder

von WiderstandskämpferInnen der NS-Zeit zusammengeschlossen haben. Er verlässt endgültig die Ebene der politisch absichtsvollen und von heute aus allzu demonstrativen Darstellungen mit gereckter Faust und sprengten Eisenketten.

Stattdessen stellt er eine private Postkarte in das Zentrum seiner Geschichte: eine scheinbar harmlose Kunstpostkarte, die uns auf einen beschatteten Weg in einen Wald-Hain führt. Entscheidend ist die handschriftliche Notiz am Bildrand: „Ich bin frei!“ ist da zu lesen. Und dann ein Name: „Herta“. Den Adressaten namens „Werner Stender“ erreichte diese Karte im Untersuchungsgefängnis Fuhlsbüttel, wo er wegen des vermeintlichen Verdachts der „Vorbereitung zum Hochverrat“ einsaß. Stender war zuvor Leiter einer kleinen, konspirativen Gruppe überwiegend kommunistisch orientierter junger Leute aus dem Wandervogelmilieu gewesen. Diese wurden nacheinander im Frühsommer 1934 von der Gestapo entdeckt und dann festgenommen. Eine von ihnen war Herta Winzer, damals 17 Jahre alt. Die schreibt ihm nun – auf Bewahrung entlassen – am 25. Oktober 1934: „Du, sieh Dir die Karte nur genau an und denke daran, wie wir mit frohem Gesang durch solche schönen Gegenden gewandert sind.“

Und: „Ich habe mich über jeden grünen Zweig gefreut, den ich vom Zellenfenster aus sehen konnte.“ So wird hier aus einer vielfach reproduzierten Postkarte zum Zwecke der Erbauung ein lebensgeschichtlich wichtiges und einzigartiges Dokument über den Widerstand gegen die Nazi-Barbaren. Was Rebstock in seinem Text nicht verrät: Herta Winzer wird später Herta Rebstock heißen. Sie war seine Mutter.

„Mit revolutionären Grüßen“ – Postkarten der Hamburger Arbeiterbewegung, hg. von René Senenko, Hamburg, VSA 2022, 280 S., 24,80 Euro



Ralf Knobloch-Ziegan Jahrgang 1958, freier Kurator von Festivals, Medientagen und Filmreihen, ist seit 2015 Leiter des Koki Hannover.